Meyer'sche Manufaktur in Aarau : ein einzigartiger Produktionsbetrieb in einer Altstadt

Autor(en): **Bärtschi, Hans-Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **77 (2003)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-559195

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hans-Peter Bärtschi

Meyer'sche Manufaktur in Aarau – ein einzigartiger Produktionsbetrieb in einer Altstadt

Ein überraschender bauhistorischer Befund

Anlässlich von denkmalpflegerisch betreuten Umbauarbeiten ist Architekt Felix Kuhn im Jahre 2001 auf den bauhistorischen Zusammenhang eines 175 Meter tiefen Altstadtgrundstücks zwischen den ehemaligen Klostergärten und der Rathausgasse gestossen.[1] Im baugeschichtlichen Inventar waren die sechs zusammenhängenden Baukomplexe und ihre Höfe und Gärten bisher einzeln dargestellt worden.[2] Nun ergab die Bau- und Besitzergeschichte, dass eine ganze «Schneise» von Häusern zwischen 1780 und 1785 von «Vater» Johann Rudolf Meyer erworben, um- oder neugebaut worden war. Hinweise auf Band- und Kattunfabrikationen in diesen Häusern deuteten nicht nur auf einen ganz besonderen baugeschichtlichen, sondern auf einen ebensolchen wirtschaftshistorischen Zusammenhang. Im Auftrage des Stadtbaumeisters von Aarau trug der Verfasser dieses Beitrages im Jahre 2002 Mosaiksteinchen einer möglichen Nutzungsgeschichte dieser wirtschaftshistorisch einzigartigen Baugruppe zusammen. Ihre Besonderheit besteht darin, dass der zusammenhängende Produktionskomplex einen sehr unregelmässigen Grundriss von der erwähnten Tiefe und inklusive Gärten von Breiten zwischen 6 und 90 Metern aufweist und innerhalb einer Altstadt liegt. Vergleichbare Produktionseinheiten sind in der schweizerischen Industriegeschichte bisher nicht bekannt geworden. In der Basler Altstadt existieren das «Weisse» und das «Blaue Haus» als barocke Stadtpalais der Seidenbandindustrie mit Ökonomieteilen,[3] in Zürich entstanden ab 1593 als isolierte Gebäude die 1955 abgebrochenen Seidenhöfe mit Fabrikationsstätten.[4]

Die Meyer'sche Manufaktur im schweizerischen Rahmen der Frühindustrialisierung

Die in den wenigen Quellen angedeuteten Nutzungen des Areals sind zeittypisch für die Entstehungsjahre des frühindustriellen Baukomplexes. Die von Johann Rudolf Meyer betriebenen Gewerbe befanden sich damals in ihrer höchsten Blüte. Ihre wirtschaftsgeschichtliche Einbettung sei im Folgenden kurz erläutert. Der Verfasser dieses Beitrages stützt sich dabei auf von ihm untersuchte Manufakturanlagen ab, Geschichte und Bausubstanz der frühen Aargauer Manufakturen sind ihm zu wenig bekannt. Es kann jedoch im Rahmen vergleichbarer bekannter Anlagen die einleitend aufgestellte These aufrechterhalten werden, dass ein so grosser zusammenhängender Manufakturgebäudekomplex wie derjenige in der Altstadt Aarau im schweizerischen Rahmen von ausserordentlicher Bedeutung ist.

Das Manufakturwesen

Die industrielle Organisation von Lohnarbeit im Verlagswesen setzte im Mittelalter ein, sie ging jedoch während der Pestepidemien des Spätmittelalters weitgehend wieder unter und setzte sich erst in der Neuzeit endgültig durch. In der Nordostschweiz basierte die Protoindustrie überwiegend auf verlagsmässiger Heimarbeit. Das Zusammenfassen von Werkzeugen, Maschinen und einer Masse von Lohnarbeitern in Arbeitshäusern beschränkte sich auf spezielle Arbeitsbereiche. Vom 16. Jahrhundert an wurden in vielen europäischen Ländern Tuch-, Leinen-, Seide-, Uhren-, Waffen- und Glasmanufakturen gegründet. In der Schweiz entstanden Manufakturanlagen vor allem für den Bergbau und die Textilveredelung. Im Textilgewerbe waren die Manufakturen normalerweise das Schlussglied im Verlagswesen, das Rohstoffe (Leinen, Flachs, Seide, Baumwolle) und Zwischenprodukte (spinnbare Rohstoffe und Garne) in Heimarbeit zu Tüchern verarbeiten liess. Als Ergänzung zu tausenden von Heimarbeiterstuben entstanden so erste Manufakturgebäude für das Zwirnen, das Stofffärben, das Walken oder das Stoffbedrucken.

Verbreitung durch Glaubensflüchtlinge in der Westschweiz

Eine frühe, von einem italienischen Glaubensflüchtling 1565 in der Zürcher Klostertrotte Oetenbach gegründete Seidenmanufaktur wurde allerdings auf Betreiben der Zünfte wieder aufgelöst. Erst Ende 18. Jahrhundert entstanden an der Limmat neue grosse Manufakturanlagen, von denen Bauten in den heutigen Stadtkreisen Zürich 5 (Westflügel der Esslingerschen Kattundruckerei von 1786) und 6 (Villa und Fabrik der Hofmeisterschen Kattundruckerei von 1783) erhalten sind.[5] In der reformierten Schweiz kam es nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 zu einer eigentlichen Manufaktur-Gründerwelle durch Glaubensflüchtlinge. Basel,[6] Genf[7] und Neuenburg waren Ursprungsorte des «Indiennedrucks», des farbigen Stoffdruckes mit indischen Mustern, der dort ab 1691 von calvinistischen Glaubensflüchtlingen aus Frankreich eingeführt worden war. Allein die «Fabrique Neuve» in Cortaillod beschäftige 1800 über 700 Arbeiter.[8] Dort sind bedeutende Anlageteile aus den Jahren 1765 – 1815 erhalten, während die in den Städten entstandenen grossen Manufakturanlagen des 17. und 18. Jahrhunderts verschwunden sind.

Die Sonderstellung des Manufakturortes Hauptwil/Thurgau im 17. Jahrhundert

Neben Genf und Neuenburg boten die gemeinsamen Untertanengebiete sowie der bernische Staat günstigere Gewerbebedingungen. Der bernische Aargau und der Thurgau wurden zu bevorzugten Gegenden für frühe Manufakturgründungen, wobei die Gonzenbachsche Gründung in Hauptwil/Thurgau zu den allerfrühesten bekannten Manufakturanlagen mit gut erhaltenen Bauzeugen in der Schweiz gehört. Der Aufbau eines bedeutenden Manufaktur-Weilers der Leinwandherstellung und später der Stofffärberei in Hauptwil ist eine Folge der zünftischen Einschränkungen in der Stadt St. Gallen. Die dortigen Leinwandzünfter wollten die Verarbeitung des neu aufkommenden, fremden Baumwollrohstoffes nicht gestatten. Die Leinwandhändler Hans Jakob Gonzenbach (1611 – 1671) und Bortholome Gonzenbach (1616 – 1694) verbilligten die Herstellung ihrer Leinwandprodukte durch Beimischung von Baumwolle und gerieten deshalb in Konflikt mit den Zünften. Sie bauten knapp ausserhalb der Kantonsgrenze St. Gallens im benachbarten Thurgauischen Hauptwil ihre Besitzungen und Machtstellungen aus. 1653 fiel den Gonzenbachs die Gerichtsherrlichkeit über Hauptwil pfandweise und 1664 endgültig zu. Als gute Standortgunst für wassergetriebene Maschinen galten die Hauptwiler Weiher; Hauptwil wuchs zum Manufakturort mit 40 neuen Bauten, wozu die erweiterte Mühle, eine Sägerei mit Schreinerei, eine Schmiede, eine Ziegelei, das ab 1664 erbaute neubarocke Schloss mit dem markanten Torgebäude, der Gasthof Traube von 1665, das Haus «Spittel» (Walche, später Spital) von 1666 und das Hauptmagazin des Manufakturortes, das Kaufhaus von 1671 und die Arbeiterwohnhäuser gehörten. Hans Jakob Gonzenbach IV. widersetzte sich dem wirtschaftlichen Zusammenbruch durch den Übergang von der Leinenfabrikation zur Färberei (Färbereibau 1787) und durch politische Aktivitäten. Sein Sohn Friedrich zog schliesslich nach Südamerika und verkaufte 1879 die Liegenschaften.[9]

Deutschschweizerische Manufakturen im 18. und 19. Jahrhundert

Die beiden grossen, frühen Manufakturanlagen im Kanton Thurgau westlich von Frauenfeld, der Greuterhof Islikon und die Rotfarb Aadorf, stehen im Zusammenhang mit der Gründung der ersten fabrikartigen Manufaktur in Winterthur: «Der Kanton Thurgau besass als Produktionsstandort (im Ancien Régime) eine gewisse Anziehungskraft, aber in geschäftlicher Hinsicht gravitierte die Baumwollindustrie nach Winterthur, das mit seiner Donnerstagsbörse den kommerziellen Mittelpunkt der ganzen Branche bildete», schreibt Klaus Sulzer in seiner ausführlichen Geschichte über Zeugdruck und Rotfärberei. «Winter-

thur, eine der bestverwaltetsten schweizerischen Kleinstädte»,[10] wurde 1774 Standort einer der frühesten Fabriken der Schweiz. Während 50 Jahren bedruckte die Firma des Gründers Johann de Melchior Hans Steiner, später Sulzer & Steiner, Tücher mit farbigen Mustern. Die Anlage umfasste 1785 drei Tuchtrocknungstürme, Druckerei-, «Drogen»- und Ökonomiegebäude. Gewohnt wurde in der Altstadt und später in der Sommerresidenz Brühlgut. Bedruckt wurden in jenem Jahr über 10 000 Tücher. Die Anlage hinter den Gärten vor dem Schmidtor, deren letzte Reste 1975 für den Bau des Stadttheaters abgebrochen wurden, umfasste frühe Fabrikbauten, «Arbeitshäuser für eine Masse von Lohnarbeitern, die mit einer Masse von Werkzeugen Massenprodukte für eine anonyme Masse von Konsumenten herstellen»[11] – nur der mechanische Antrieb fehlte, was diese Produktionsstätte von der ersten mechanisierten Fabrik der Schweiz, der 1802 vollendeten Spinnerei Hard bei Winterthur, unterschied.

Ab 1777 half Hans Steiner mit seinem Wissen Bernhard Greuter beim Aufbau der Textilmanufaktur Islikon, ebenfalls eine Stoffdruckerei. 1797 verliess er das kriselnde Unternehmen und die Eulachstadt und starb 1821 in Paris. Nach Handänderungen in den Kriegswirren wurde Jakob Sulzer zum Adler Haupteigentümer des Unternehmens. 1828 expandierte er, indem er das Schleifeareal zum Adlergarten hinzukaufte – samt Schleife, Tabakstampfe, Öltrotte, Reibe, Rätze und Säge sowie einem Fabrikgebäude.[12] Aber die Winterthurer Stoffdruckerei hatte inzwischen bedeutende Konkurrenz aus Islikon, Frauenfeld und entfernteren Orten erhalten. In der Winterthurer Fabrik stiegen die Defizite, sodass das Unternehmen 1833 keine Liquidität mehr besass. Jakob Sulzers Privatvermögen, die Fabrik und das Haus zum Adler (heute Polizeiposten) mitsamt dem Adlergarten gingen in die Liquidationsmasse. Jakobs Sohn Heinrich Sulzer (1805–1876) löste den zukunftsträchtigsten Teil der Produktion, die Türkischrotfärberei, aus der väterlichen Liquidationsmasse heraus und brachte sie im Kanton Thurgau in Aadorf zur Blüte.

Eine ähnliche Wirtschaftsstellung wie Winterthur gegenüber Zürich hatte Aarau gegenüber Bern. Auch die Gewerbetreibenden und Kaufleute der Kleinstadt an der Aare suchten Marktnischen und Absatzmärkte, die keinen Zunftbeschränkungen unterlagen. Zwischen 1755 und 1766 entstand eine erste Indienne-Fabrik. Hunziker und Brechbühl waren die Associés des in Bern und Paris verkehrenden Jakob Philipp Oberkampf.[13] In weiteren Verbindungen wurde der Grundstein des späteren Fabrikunternehmens Herosé gelegt. Zu eigentlicher industrieller Bedeutung gelangte in Aarau aber erst Johann Rudolf Meyer ab 1780 mit dem Aufbau seiner grossen Textilmanufaktur. Obwohl keinerlei Geschäftsunterlagen erhalten sind, ist bekannt, dass Johann Rudolf Meyer innerhalb von 20 Jahren

protoindustrieller Tätigkeit – gemessen an heutigen Verhältnissen – zum Multimillionär aufstieg. Bereits 1800 galt er als reichster Aarauer, er versteuerte ein Privatvermögen von 400 000 Livres.[14] Neben dem Fabrikations- und Handelskomplex in der Altstadt hatte er den neuen Produktionsstandort im westlichen Vorfeld der Altstadt in den Fundamenten des Wohnsitzes seines Sohnes Johann Rudolf Meyer ausgebaut.

Florettspinnerei, Bandfabrikation, Färberei, Kattundruck und Tuchvertrieb um 1785

Ein indirekter Zugang zur Wirtschaftsgeschichte der Meyer'schen Manufaktur in Aarau bietet die technikgeschichtliche Einbettung der für den Aarauer Gebäudekomplex erwähnten Nutzungen, die sich auf mindestens sechs gewerbliche Tätigkeiten beziehen.

Die Florettspinnerei

Seide wird seit 6 000 Jahren verarbeitet, in der Schweiz seit dem Mittelalter. Nach Unterbrüchen der begehrten Importe aus China über die Seidenstrasse begann man in Europa, selbst Maulbeerbäume zu pflanzen und Seidenraupen zu züchten. Der frühe verlagsindustrielle Ansatz für die Seidenverarbeitung ging mit der Pest von 1348 wieder unter, und erst im 18. Jahrhundert erlebte das Seidengewerbe eine neue Blütezeit, die vor allem die Zürichseeregion zu internationaler Geltung brachte. Seide kann dank der durchschnittlich über drei Kilometer langen Kokongespinste in Italien seit der Renaissance und ab dem 18. Jahrhundert auch in anderen Ländern mechanisch gehaspelt werden. Übrig bleiben bei diesem Prozess die durch Brühen abgetötete Raupe und das sie umgebende Gespinst und auch beschädigte Kokons. Das Verarbeiten dieser Seidenabfälle – Fleuret oder Schappe genannt – geschieht nicht mittels Haspeln, sondern durch einen komplizierteren Spinnprozess. Dieser erforderte bis zur Mechanisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel Handarbeit, bot aber bei guter Arbeitsorganisation eine höhere Wertschöpfung. Aus den Abfällen entstand durch Auskämmen der kurzen Gespinste und Verspinnen der langen ein hochwertiges Produkt, das demjenigen gehaspelter Seide ähnlich war.[15] Einen Schwerpunkt der Schappespinnerei bildete bis ins 20. Jahrhundert die Innerschweiz, mit Ausstrahlung in den Aargau. Obwohl über die Aarauer Florettspinnerei[16] von Meyer keine Details bekannt sind, ist zu vermuten, dass die konzentrierte Organisation der Arbeit in der Meyer'schen Fabrikanlage eine Basis seines rasch wachsenden Reichtums war. Möglicherweise besass er für die Schappeverarbeitung, wie er für das Jahr 1800 berichtete, in den Räumen unter der Villa seines Sohnes, eine «Maschi-

nerie», die ihm bedeutende Konkurrenzvorsprünge bot.[17]

Die Bandfabrikation

War die Seide erst zu einem Garn verarbeitet, so konnten daraus die seidenglänzenden, feinen und in guten Zeiten hoch bezahlten Luxusprodukte hergestellt werden: Tücher und bunte Seidenbänder. Seidenkleider konnten sich nur sehr wohlhabende Damen leisten, Seidenbänder, «Passementer», hingegen zierten auch das Haar, die Kopfbedeckung, die Wäsche und die Tracht der Bäuerin. Während Zürich sich mehr auf die Tuchproduktion konzentrierte, entwickelte sich Basel ab 1666 zum Zentrum der Bandweberei, die ebenfalls verlagsindustriell organisiert war.[18] Das Weben von bunten Bändern erforderte komplizierte Mechanismen mit Zugschnüren für das rasche, differenzierte Öffnen des jeweiligen Webfaches. In Diderots berühmter Encyclopédie sind verschiedene Bandwebstühle dargestellt,[19] deren Bedienung ein hohes Geschick erforderte. 1805 entwickelte dann Joseph-Marie Jacquard in Lyon seinen halbautomatischen Lochkarten-Webstuhl. In der Meyer'schen Manufaktur in Aarau dürften wohl die in der Basler Landschaft üblichen Bandmühlen eingerichtet gewesen sein. Diese rein von Hand bedienten Webstühle waren im Stande, mehrere Bänder gleichzeitig herzustellen. Auf ihnen wurden in der Meyer'schen Manufaktur über 70 Bandsorten mit bis zu 20 verschiedenen Farbstellungen und Breiten angeboten.[20] Ab 1810 ist auch die Übernahme der neuen Jacquard-Lochsteuerung durch Meyer denkbar – 1810 liefen bereits die ersten Jacquardstühle in Basel. Die damals aus der Meyer'schen Manufaktur in Mode gekommenen Blumen- und Alpenpanorama-Passementer wiesen extrem komplizierte Webmuster auf – eine von Johann Rudolf Meyers Passionen war bekanntlich die Miniaturdarstellung der Alpen in Reliefform. Meyers Vorteil im harten Konkurrenzkampf der Bandweber war aber nicht nur seine Musterkollektion mit ausgefallenen Motiven, sondern ebenso die Anwendung fortgeschrittener Technik und die Arbeitsorganisation: In seinen zentralisierten Arbeitsstätten war die straffer angeleitete Arbeitskraft effizienter. Dennoch war Vater Meyer aber wie seine Konkurrenten auch Verleger, der verschiedene Arbeiten im Stücklohn in die Heimarbeiterstuben auf das Land verlegte.

Färberei, Kattundruckerei und chemische Laboratorien

Johann Rudolf Meyer konnte in seiner Manufaktur nicht nur Schappe verspinnen und Seidenbänder weben lassen, er verstand es offenbar auch, Garne zu färben, Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle (Kattun) farbig zu bedrucken. Besonders das Färben von Seide, die waschecht sein muss und sehr empfindlich auf saure Einwirkungen, ins-

besondere auf Schweiss reagiert, ist ein heikler Prozess. Allein die Stückfärberei – das waschechte Rotfärben von Stoffen zum Beispiel – bedurfte bis zu elf Hauptoperationen: Einweichen, Aussieden, Ölen, Lautern, Weisswaschen mittels Säure, Gallieren, Alaunen, Kreideln, Schmakieren, Grappen und Dämpfen.[21] Der Zeugdruck, das bunte Bemustern von Stoffen, war noch aufwändiger. Notwendig waren Rohstoffe wie Pottasche, Soda, Proböl, Gallus, Sumach, Alaun, Kreide, Krapp, Zinnsalz, Seife und viele andere mehr. «Drogen» nannten die Färber diese Rohstoffe, und es war ihr Geheimnis, wie sie im Zeitalter vor der Systematisierung der Naturwissenschaften ihr «Laboratorium» einrichteten. In dieser Kunstfertigkeit dürfte Johann Rudolf Meyer vom väterlichen Wissen des Weissgerbens profitiert haben. Seine regen Kontakte mit Gelehrten in seinem Schlössli Aarau und seine Auslandaufenthalte vor allem in Paris mochten ihm gute Kenntnisse in der Kunst, Farbdrogen herzustellen, gebracht haben. Aus dem spärlichen Nachlass Meyer'scher Briefe geht hervor, dass er seine Geheimnisse nicht aller Welt erzählte. Tatsache ist, dass sich Meyer – wie sein weit bekannterer Zeitgenosse Johann Sebastian Clais aus Winterthur[22] – sich mit Textilindustrie, Chemie und Bergbau beschäftigte. Wie Clais investierte er persönlich in sein Labor und in den Bergbau.[23] Es ist deshalb wahrscheinlich, dass Johann Rudolf Meyer einen Wissensvorsprung über «Farbdrogen» in seiner Produktionsstätte umsetzte. Die «Drogenkünste» in seiner Fabrik versuchte er zusammen mit seinem Sohn weiter zu verbessern, indem er ihn Chemie studieren liess.

Tuchherstellung und -vertrieb

In Paul Ammans Aufsatz und in anderen Sekundärquellen über Johann Rudolf Meyer werden auch die Tuchherstellung und der Vertrieb erwähnt. Bereits das Stichwort «Kattundruckerei» wies darauf hin, dass Meyer nicht nur Seidenfabrikant, sondern auch Verarbeiter von Leinen- und Baumwollprodukten war. Diesen Produktionszweig hatte er wohl von seinem Lehrmeister Brutel aus Schafisheim übernommen. Tuchherstellung kann sich sowohl auf das Weben als auch auf das Veredeln beziehen. Unter Veredeln versteht man einerseits das bereits erwähnte Färben und Bedrucken der Stoffe, aber auch die mechanische und chemische Aufwertung durch Beseitigen von Fehlstellen, Geschmeidigmachen und Auswaschen mittels Walken und chemisches Appretieren. Für diese Prozesse wurden Ende 18. Jahrhundert in der Schweiz generell Arbeitsmaschinen mit Wasserradantrieb verwendet. Es war deshalb bei den Recherchen über die Meyer'sche Manufaktur eine Entdeckung, dass zu dieser Anlage spätestens ab 1805 auch die untersten Liegenschaften am Stadtbach beim Pulverturm gehört hatten[24] – damit war Johann Rudolf Meyer im Besitze einer mehrfachen Wasserkraftanlage.

Dieser bauhistorische Zusammenhang entspricht einem wirtschaftshistorischen: Meyer war Lehrmeister sowohl von Urs Peter Bally, dessen Sohn später die bekannte Schuhfabrik gründete, als auch von Jakob Kern. Kern gründete 1819 im unteren Bereich des Stadtbachs die optische Instrumentenfabrik in jener Ecke der Stadt Aarau, in der er die Lehre gemacht hatte.
Zuvor aber entstand in der Meyer'schen Manufaktur in bis zu hundert mühseligen Arbeitsgängen das bezaubernde Produkt eines farbigen Stoffes oder Stoffbandes. Die ganze Produktepalette wurde schliesslich gerollt oder gefaltet im Magazin gelagert und im Comptoir zum Verkaufe ausgestellt – bis zum Jahre 1880, als die Textilverarbeitung in den einstigen Meyer'schen Liegenschaften beim Tod des Fabrikanten Feer stillgelegt wurde.

Die Meyer'sche Manufaktur – ein vertikal integrierter Betrieb mit hoher Wertschöpfung

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Johann Rudolf Meyer einen vertikal integrierten Betrieb aufgebaut hatte, der von der Verarbeitung der Rohprodukte über die Zwischenprodukte bis zum Lagern und Handeln der Endprodukte alles umfasste. Meyer begann sein Geschäft vermutlich mit wenigen Dutzend eigenen Lohnarbeitern. Der Umfang seiner Tätigkeiten und die Grösse des zusammenhängenden Baukomplexes lassen darauf deuten, dass das Unternehmen bei seinem Tode im Jahre 1813 mehrere Hundert Leute beschäftigte. Damals bestand bereits westlich ausserhalb der Altstadt das von seinem gleichnamigen Sohn weiterbetriebene zweite Meyer'sche Textilunternehmen, für das ab 1791 heimlich bergmännisch ein 740 Meter langes Wasserkraftsystem gegraben worden war. Johann Rudolf Meyer nutzte alle baulichen, technischen und wirtschaftlichen Chancen für seinen raschen unternehmerischen Erfolg. Der Standortwechsel zehn Jahre nach dem Beginn des Ausbaus in der Altstadt beweist einerseits Flexibilität, zeigt andererseits, wie rasch die Bedingungen zwischen Ancien Régime und Helvetik änderten: War 1780 der Aufbau eines grossen Gebäudekomplexes ausserhalb der Stadtmauern noch kaum möglich, so war es wiederum zehn Jahre später immer noch äusserst schwierig, das Recht für eine neue Wasserkraftnutzung zu erhalten, was zum geheimen, aufwändigen Stollenbau für ein unteridrisches Wasserrad führte. 1798, als das Ancien Régime stürzte und Aarau vorübergehend Hauptstadt der Helvetischen Republik wurde, waren die Randbedingungen, die zur Arrondierung der ersten und zum Bau der zweiten Meyer'schen Fabrikanlage geführt hatten, hinfällig. Das Siedlungsverbot ausserhalb der Stadtmauern und Dorfetter war aufgehoben, Boden wurde zum handelbaren Spekulationsgegenstand, die freie Wohnsitznahme, die Handels- und Gewer-

befreiheit wurden eingeführt, später vorübergehend noch ein Mal beschnitten. In dieser Umbruchszeit baute «Vater Meyer» sein Unternehmen auf und war dabei fast ausschliesslich in jungen Produktionsbereichen mit hoher Wertschöpfung tätig. Er verarbeitete als Rohstoff Seide, nebenbei offenbar mindestens auch Baumwolle und Leinen, vielleicht auch Wolle, und erzielte – wie seine Basler Konkurrenten – eine zusätzliche Wertschöpfung durch die Seidenabfallverarbeitung (Schappe). Zudem war Meyer – wie die Winterthurer Färber zum Beispiel – dank eigenem Tüfteln und Anwendung des enzyklopädischen Wissens in der Lage, seine Produkte mit eigenen «Drogen» zu färben und zu bedrucken, wodurch er sich auch auf den Markt der günstigen Massenproduktion mit Kattun wagen konnte. Er war so im Stande, Textilprodukte – Seidenbänder, Woll- und Kattuntücher – vorteilhafter als viele seiner Konkurrenten anzubieten.

Schwierige schriftliche Quellenlage

Während die Baugeschichte dank den Arbeiten von Felix Kuhn gut dokumentiert ist, fehlen die Quellenbelege für die wirtschafts- und technikgeschichtliche Entwicklung weitgehend. Die ungenauen Darstellungen in den wenigen gedruckten Quellen beziehen sich mehrheitlich auf andere gedruckte Quellen, in denen kaum Primärquellen zitiert werden. Der schmale, erhaltene Nachlass von Briefen und Dokumenten von Johann Rudolf Meyer lässt interessante Rückschlüsse und einzelne Beweise zu, jedoch kommt aus diesen Primärquellen klar zum Ausdruck, dass das «Fabrikgeheimnis» in den 1780er- und 1790er-Jahren gut gehütet wurde – einerseits, um Konkurrenzvorsprünge nicht preiszugeben, andererseits auch wegen möglicher Einblicke der Behörden betreffend unerlaubter Gewerbetätigkeiten oder nicht voll ausgewiesener Steuerpflicht. So bleibt denn die Nutzungs- und Produktionsgeschichte dieser für schweizerische Altstadtverhältnisse einzigartigen Manufaktur so lange auf indirekte Beweisführungen und Thesen abgestützt, bis allenfalls irgendwo neues Primärquellenmaterial gefunden wird.

Anmerkungen

1 Kuhn F., Pfiffner G.: Umbau und Sanierung Rathausgasse 18 und Umgebung, Aarau 2001.
2 Aarau, Inventar 1976, Rathausgasse 16 … 20, Milchgasse 35.
3 Fink 1979, S. 60ff.
4 Bärtschi 1983, S. 38ff., 449.
5 Bärtschi 1996, Zürcher Zeugen.
6 Simon 1983.
7 GSK 1997, Genève sur l'eau.
8 Berthoud 1951.
9 Bärtschi, Pfister 1994, Inventar Hauptwil.
10 Sulzer 1991, S. 13.
11 Bärtschi 1983, S. 37.

12 Bärtschi 2002, Basis: Produktion, S. 40ff.
13 Boner 1978, S. 358ff.
14 Boner 1978, S. 359.
15 Lueger 1905, Lexikon der gesamten Technik Bd. 8, S. 42ff.
16 Nachlass J. R. Meyer Stadtarchiv Aarau: seine Florettspinnerei erwähnt er in einem Brief vom 18. 8. 1810.
17 Zollinger 1995, S. 40.
18 Fink 1979, S. 11ff.
19 Denis Diderot et d'Alembert, Bd. 1, 1761 Bd. 35, 1788.
20 Edlin 1978, S. 507.
21 Sulzer 1991, S. 113.
22 Bärtschi 2002, Basis: Produktion, Protoindustrie S. 60ff.
23 Erzbergwerk am Rombach bei Aarau, nach Martin Pestalozzi.
24 Stadtarchiv Aarau, Finanzarchiv, VA 1, S. 507.

Quellen und Literatur

Aarau, Stadtbauamt: Inventar 1976, Rathausgasse 16 ... 20, Milchgasse 35.

Aeschlimann, Heinz: Einen Tunnel abstecken – Kern & Cie. Aarau, Ausstellungskatalog, Aarau 1990.

Bärtschi, Hans-Peter: Industriekultur im Kanton Zürich – vom Mittelalter bis heute, Zürich 1995(2).

Bärtschi, Hans-Peter: Zürcher Zeugen der Industrialisierung, Zürich 1996.

Bärtschi, Hans-Peter (Hg.): Basis: Produktion. Industriekultur in Winterthur, Zürich 2002.

Bärtschi, Hans-Peter: Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau, Zürich/Boston 1983.

Bärtschi, Hans-Peter; Pfister, Ivo: Die Manufaktursiedlung Hauptwil, Winterthur 1994.

Bärtschi, Hans-Peter; Pfister, Ivo: Grossindustrie in Kriens – Schappe, in: Industriekultur in Kriens, Kriens 1999, S. 38 – 65.

Berthoud, Dorette: Les Indiennes Neuchâteloises, Neuchâtel 1951.

Boner, Georg: Anfänge der Industrie, in: Geschichte der Stadt Aarau, Aarau 1978, S. 358 – 360.

Denis Diderot et d'Alembert: Encyclopédie des arts et métiers, tomes 1 à 35, Paris 1761 – 1788.

Edlin, Margareta: Textilindustrie dominiert, in: Geschichte der Stadt Aarau, Aarau 1978, S. 504 – 509.

Fink, Paul: Vom Passementerhandwerk zur Bandindustrie, Basel 1979.

GSK/Die Kunstdenkmäler der Schweiz: Genève sur l'eau, Basel 1997.

Kuhn, Felix; Pfiffner, George: Umbau und Sanierung Rathausgasse 18 und Umgebung, Aarau 2001.

Lueger, Otto: Lexikon der gesamten Technik Bd. 1 – 8, Leipzig 1905.

Messerli, Barabara (Hg.): Seide, Ausstellungskatalog, Zürich 1986.

Meyer, Johann Rudolf: Nachlass Stadtarchiv Aarau: seine Florettspinnerei erwähnt er in einem Brief vom 18. 8. 1810.

Noseda, Irma; Schläppi, Christoph: Aarau Stadt Architektur, Aarau 2001.

Simon, Christian: Der Streik der Basler Indiennearbeiter 1794, Basel 1983.

Sulzer, Klaus: Vom Zeugdruck zur Rotfärberei – Heinrich Sulzer und die Türkischrotfärberei Aadorf, Zürich 1991.

Zollinger, Thomas: Bergbaukuriosität: die Meyer'schen Stollen in Aarau, in: Minaria Helvetica 15a, Basel 1995, S. 39 – 42.

Zschokke, Ernst: Die Familie Meyer von Aarau, in: Aarauer Neujahrsblätter, Aarau 1934, S. 3 – 56.

Zschokke Walter: Die Fabriken am unteren Stadtbach in Aarau, in: Aarauer Neujahrsblätter, Aarau 1981, S. 37 – 58.

Hans-Peter Bärtschi, Architekt und Industriearchäologe, www.arias-industriekultur.ch, Winterthur.

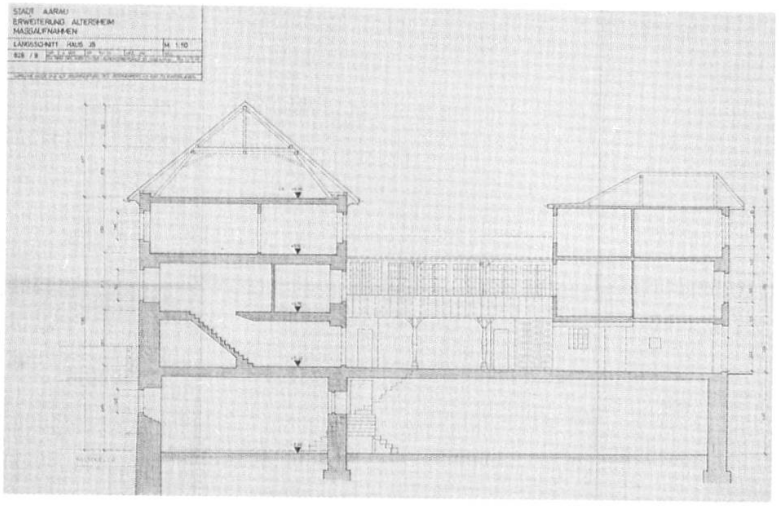
Ein fotografischer Gang durch das Meyer'sche Imperium

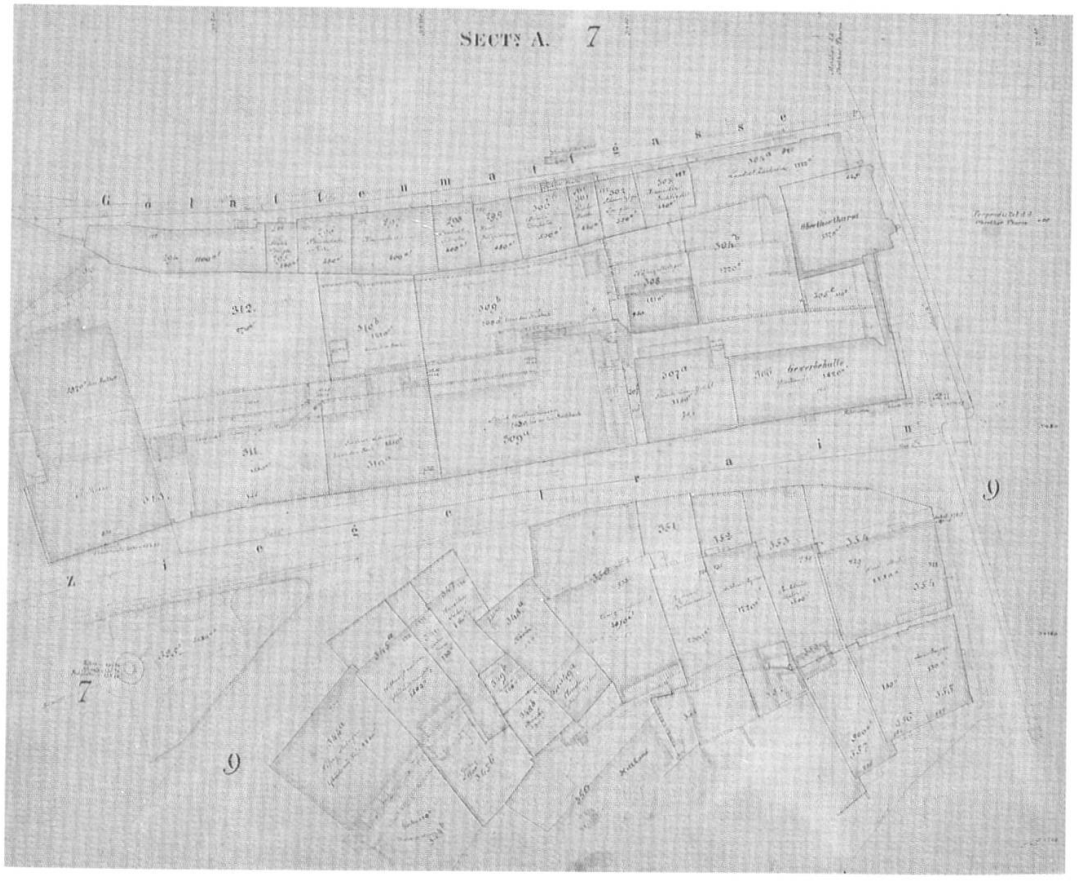


1 Die Besitzungen des reichsten Aarauers um 1800 im Überblick: links Schlössli, Sitz des «Vaters Meyer», unten: Manufaktur Meyer. Luftaufnahme.

2 Schnitt durch das Hofgebäude Milchgasse/Hofbau Vers. Nr. 1654. Zwei Produktionsgeschosse wurde mittels Keller- und Laubenverbindungen erschlossen, die Obergeschosse zum Wohnen (erste Unternehmerwohnung von Vater Meyer) mit einem Laubengang im Obergeschoss und mit Stiegen. Plan Stadtarchiv Aarau.

3 Vater Meyer gelang es, seine Besitzungen bis zum Stadtbach ins spätere Kern-Areal auszudehnen, wodurch er Eigentümer eines Wassergefälles wurde, das seit dem Mittelalter für die Kraftnutzung mittels Wasserräder genutzt worden war. Ausschnitt aus dem Stadtplan Aarau 1860 mit einem Stück des Stadtbaches.









4 Rathausgasse 18: schön gestalteter Treppenabgang in den Gewölbekeller, der durch Schächte mit der Rathausgasse verbunden ist. Schächte und Bodenöffnungen weisen kleine Dimensionen auf, sie eigneten sich nur für den Transport kleiner Güter (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).
5 Der obergeschossige, helle Hofraum hinter der Rathausgasse 18 könnte als Comptoir und Ausstellungsraum für die Musterkollektion gedient haben (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).

6 Durch die Verbindung von fünf der sechs Baukomplexe mittels Zwischenbauten sind schmale Resträume gegen die Ehgräben entstanden. Die Fenster in diesem Bereich sind aufwändig mit Schmiedeisenstäben vergittert (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).



7 Zwei baugleiche Tore bilden die Verbindung über die Milchgasse zwischen den Meyer'schen Liegenschaften Milchgasse 36 und 35 (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).



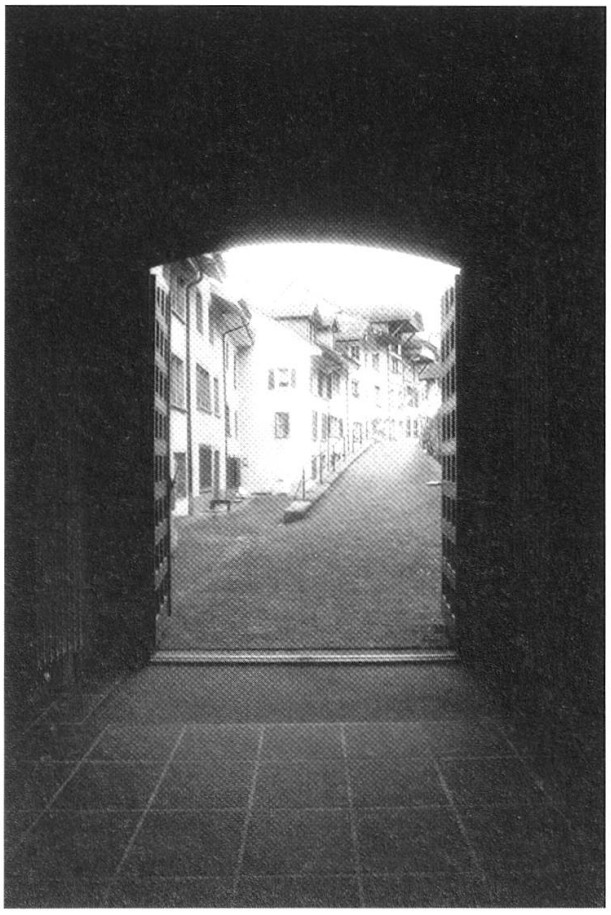
8 Im Schlussstein über dem Tor der Passerelle zwischen seinem Wohnhaus und dem ehemaligen Kloster hat sich «JRM 1784» verewigt (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).



9 Das 1783 für Fabrikationszwecke erworbene Klostergebäude war das zweitgrösste in der Altstadt. Die vorgelagerten Wiesen mögen auch für das Ausbleichen von Tüchern gedient haben (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).



10 Vom Kreuztonnenraum führt eine Ausfahrt direkt auf die Golattenmattgasse. Man kann sich vorstellen, dass von diesem möglichen Endpunkt des Produktionsablaufs gerollte Bänder und Tuchbahnen auf die Märkte der Region gefahren wurden (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).



11 Stadtbach beim Pulverturm: Wichtig für den weiteren Aufbau des Unternehmens war die Akquisition von Liegenschaften mit Wasserkraft, deren Erwerb durch Vater Meyer in den Akten des Stadtarchivs nachgewiesen ist (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).



12 Seinem gleichnamigen Sohn erstellte «Vater Meyer» die bekannte Villa, unter der das 740 Meter lange, geheim gegrabene Stollensystem zwecks Wasserkraftantrieb zusammengeführt wurde. Zu Lebzeiten von Vater Meyer blieb der Familienbesitz ungeteilt (Foto Hans-Peter Bärtschi 2002).

